



Nett, aber untauglich

Ein halbes Jahr nach dem Launch nutzt noch kaum jemand das Schweizer KI-Modell Apertus. Es liegt nicht nur am fehlenden Geld. Von Reto Vogt

Eine Milliarde Dollar, eingenommen an nur einem Tag. Der französische KI-Pionier Yann LeCun feierte diese Woche den Start seines neuen Startups mit einer erfolgreichen Investorenrunde. «Bravo», kommentierte Frankreichs Präsident Emmanuel Macron. «Das ist das Frankreich der Forscher, der Macher und der Mutigen.» In Amerika sitzt das Geld noch lockerer: Der Chat-GPT-Betreiber Open AI sammelte vor wenigen Wochen über 100 Milliarden ein, der Konkurrent Anthropic kassierte praktisch gleichzeitig weitere 30 Milliarden Dollar von Investoren.

Angesichts dieser Zahlen wirkt die Schweiz wie ein Armenhaus im globalen KI-Spiel: Vor einem halben Jahr lancierten die ETH und die EPFL die KI Apertus, der Name ist abgeleitet vom lateinischen Begriff für «offen». Gerade einmal 7 Millionen Franken flossen ins Training der KI. Hinzu kommt ein Zuschuss in Höhe von 20 Millionen Franken des ETH-Rats, der für vier Jahre reichen muss. Dass der Bundesrat aufgrund von Sparmassnahmen einmalig 100 Millionen Franken aus dem Budget der beiden Hochschulen strich, hilft nicht. Aber so oder so: Im globalen Kontext sind diese Zahlen Peanuts. Und ausgerechnet der wichtigste Partner zeigt, wie weit Anspruch und Wirklichkeit auseinanderliegen.

Einen Teil der Kosten trägt Swisscom als strategischer Partner der Swiss AI Initiative, der Organisation hinter Apertus. Doch wer bei Swisscom-Produkten nach Apertus sucht, tut das ver-

gebens. My AI, der KI-Assistent für Konsumenten, läuft auf dem amerikanischen Modell Claude der Firma Anthropic. Und der Swiss AI Assistant, im Februar für KMU lanciert, setzt auf eine Variante von Open AI. Apertus wird laut Swisscom «vorwiegend intern und zu Testzwecken benutzt», so das Unternehmen zur «NZZ am Sonntag». Kommerzielle Produkte mit Apertus gibt es derzeit keine. Das Unternehmen sieht keinen Widerspruch. Man fördere einerseits das Schweizer KI-Ökosystem und setze andererseits für jedes Produkt «das beste verfügbare Modell für die Kunden ein», schreibt der Telekomkonzern. Und das ist eben nicht Apertus: «Es gibt derzeit kein Schweizer Sprachmodell, das die Anforderungen eines Konsumentenprodukts dieser Gröszenordnung vollumfänglich erfüllen könnte», so der Sprecher Sepp Huber. Während es Apertus erst in der ersten Version gebe, sei bei Claude bereits die neunzehnte verfügbar.

Mit dieser Sichtweise ist Swisscom nicht allein: Der Genfer Anbieter Infomaniak, der sich als Alternative zu den amerikanischen Tech-Giganten positioniert, setzt bei seinen KI-Assistenten auf Mistral aus Europa, Qwen aus China und Whisper aus den USA. «Wir verwenden nichteuropäische Modelle aus technischer Notwendigkeit, nicht aus freier Wahl», schreibt das Unternehmen dazu.

Praxistest nicht bestanden

Ein KI-Assistent muss laut Infomaniak seinen Nutzern das bestmögliche Leistungsniveau bieten, was «derzeit kein europäisches oder schwei-



zerisches Open-Source-Modell allein kann». Da nimmt man auch in Kauf, dass das Modell bei gewissen Fragen Propaganda der Kommunistischen Partei Chinas verbreitet. Ein weniger leistungsfähiges Erlebnis anzubieten, würde bedeuten, die Nutzer zu verlieren, sagt ein Sprecher.

Ähnlich tönt es bei Swissmem, dem Verband der Schweizer Maschinenindustrie. Entscheidend sei weniger die Herkunft eines Modells als seine Leistungsfähigkeit, sagt Adam Gontarz, Leiter Digitalisierung, Innovation und Technologie von Swissmem. Laut ihm wählen Unternehmen in der Regel jene Lösungen, die für einen konkreten Anwendungsfall die beste Kombination aus Leistungsfähigkeit, Kosten, Integration und Verfügbarkeit bieten. Und das scheint derzeit nicht Apertus zu sein. Ist das Modell für den kommerziellen Einsatz einfach nicht gut genug?

Pascal Kaufmann, Gründer des Schweizer KI-Anbieters Alpine AI, urteilt: «Für einen produktiven Einsatz war Apertus für uns nie ein ernsthafter Favorit. In unseren Praxistests waren die Resultate leider kaum konkurrenzfähig.» Er zählt auf: Zu wenig konstante Qualität im Output, ein ungünstiges Kosten-Nutzen-Verhältnis beim Bereitstellen und die mangelnde Attraktivität für Kunden hätten gegen Apertus gesprochen. Dennoch hält Kaufmann das Schweizer Modell für ein «interessantes und relevantes Projekt aus Souveränitäts- und Standortperspektive» – und die verantwortlichen Forscher für international erstklassig.

Für Anwendungen in der Praxis scheint das aber nicht zu reichen. Das Bundesgericht gehört zu den wenigen Institutionen in der Schweiz, die einen konkreten Anwendungsfall öffentlich bestätigen. Es testet Apertus seit September für die Erstellung von Protokollentwürfen. Aber von einem produktiven Einsatz ist man auch in Lausanne noch weit entfernt. Das Modell befindet sich noch in der Evaluationsphase, so das Gericht. Die Kritik wollen die Macher hinter Apertus nicht gelten lassen. Sie nennen die Webagentur Liip, die Non-Profit-Plattform Public AI und den Kanton Tessin als weitere Organisationen, die Apertus produktiv einsetzen würden. Darüber hinaus zähle man rund siebzig Erwähnungen in wissenschaftlichen Publikationen und über 2,2 Millionen Downloads des Modells.

Kein Auto, nur ein Motor

Der kommerzielle Einsatz von Apertus steht der-

zeit nicht im Fokus. In erster Linie gehe es darum, die Hürde zur Nutzung von KI für KMU, Forschung, Startups und Verwaltung herabzusetzen, schreibt Imanol Schlag, Wissenschaftler und Dozent am ETH AI Center und einer der führenden Köpfe hinter Apertus, in seiner ausführlichen Antwort. Er betont, dass Apertus kein fertiges Produkt wie Gemini, Claude oder Chat-GPT sei, sondern «ein Basismodell – vergleichbar mit einem Automotor». Firmen könnten mit diesem «Motor» arbeiten und ihn für eigene Zwecke einsetzen. Dank Apertus müssten Unternehmen die enormen Anfangsinvestitionen für das Training eines solchen Modells nicht selbst aufbringen, sondern könnten sich auf die Weiterentwicklung mit firmeneigenen Daten konzentrieren – was mit bedeutend weniger Aufwand sowie tieferen Kosten verbunden sei als eine Eigenentwicklung.

Swisscom konnte oder wollte die nötigen Ressourcen bislang nicht aufbringen. Für den produktiven Einsatz von Apertus seien «zusätzliche Anpassungen und Tests nötig», weshalb man zunächst auf ein anderes Modell gesetzt habe, sagt der Sprecher Sepp Huber. Der ETH-Vertreter Imanol Schlag widerspricht: «Dieses nötige Fine-Tuning liegt im Rahmen dessen, was Softwarefirmen und KMU selbst stemmen können.» Darüber hinaus habe man sich in der ersten Version von Apertus bewusst auf Funktionen konzentriert, die Forscherinnen und Entwickler besonders gut nutzen könnten. Obwohl man sich noch in einer frühen Phase befinde, sei man «sehr zufrieden damit, wie es aufgenommen wird». Keine Universität weltweit habe bisher ein ähnlich grosses Basismodell trainieren können.

«Forschungsinstitutionen wie ETH und EPFL haben eine andere Taktrate als der Markt. Das ist strukturell bedingt und hat seine Berechtigung», sagt Chris Beyeler, Präsident des Branchenverbands Swiss AI. Aber wenn gleichzeitig wirtschaftliche Wirkung angestrebt werde, reiche diese Schlagzahl nicht. Auf die Frage, ob Apertus eine Totgeburt sei, sagt Beyeler: «Noch nicht.»

Er sieht drei Punkte, bei denen ETH und EPFL ansetzen sollten: Apertus müsse präziser antworten oder einfacher zu steuern sein. Darüber hinaus brauche es sichtbare Erfolgsgeschichten. Unternehmen, Gemeinden, Behörden, die Apertus konkret einsetzen und darüber redeten. Und drittens: Marketing, das nicht nach einem Forschungsantrag klinge.



Es liegt also nicht nur am Geld, das Problem liegt tiefer. Ein Modell, das seine Erfolge nur defensiv kommuniziert und die Brücke zur Wirtschaft vernachlässigt, verliert den Kampf um Vertrauen, bevor er richtig begonnen hat. Eine

Chance bleibt: 2027 richtet die Schweiz den KI-Weltgipfel aus. Das wäre ein guter Moment, um zu zeigen, dass die Schweiz nicht nur Gastgeberin ist, sondern auch etwas vorzuweisen hat.

ILLUSTRATION DARIO VEREB / NZZAS



Anzeige